

Erscheint jeden Mittwoch.
Preis jährlich 3 Rubel
mit Überendung.

Allemens

Adresse: Саратовъ, типо-
литографія Г. Х. Шель-
горнъ и К^о.

Inhalt. Leben des hl. Martinus, Bischofs und Bekenners. — Volkspoesie. — Die Kirche ist die eigentliche Mutter der Kirche — Kreuz und Stübchen. —
Sprichwörtliches über Gastfreundschaft. — Sach. — Korrespondenz. — Preßstimmen. — Aus Welt und Kirche. — Alerlei. — Ankündigungen. —

Leben des heiligen Martinus,

Bischofs und Bekenners † 11. November 401.

(Fortsetzung.)

Ein anderer wunderbarer Fall war der: Martinus hatte in einem Dorfe einen uralten Tempel zerstört und sich angeschickt, eine Fichte ganz nahe dem Heiligtume umzuhauen. Da erst fing der Obmann der Dorfschaft mit dem übrigen Heidenvolk an, Widerstand zu leisten. Diese nämlich Leute hatten sich auf Geheiß des Herrn während der Tempelzerstörung ruhig verhalten, aber den Baum ließen sie nicht umhauen. Martinus redete ihnen eindringlich zu, der Baum habe nichts Heiliges an sich; sie sollten lieber Gott dienen, dem auch er diene; die Fällung des Baumes forderte der Umstand, daß er einem Gözen geweiht sei. Da sagte einer von ihnen, welcher mehr wagte als die anderen: „Wenn du auf deinen Gott, den zu verehren du vorgibst, wirklich ein Vertrauen hast, so fange den Baum, den wir selbst übrigens umhauen wollen, in seinem Sturze auf. Und wenn dein Herr, wie du sagst, mit dir ist, wirst du heil davonkommen.“ In unerschütterlichem Vertrauen auf den Herrn sagt Martinus dieses zu. Da stimmte das ganze Heidenvolk diesem Vorschlage bei und hielt den Verlust seines Baumes für leicht erträglich, wenn sein Fall den Feind seiner Religion begrabe. Da nun die Fichte nach einer Seite sich neigte, so daß kein Zweifel darüber bestand, nach welcher Richtung der Baum fiel, so bindet man nach dem Willen der Bauern den Heiligen und stellt ihn dahin, wohin nach der zweifellosen Ansicht eines jeden der Baum fallen mußte. Sie fingen also an, ihre Fichte mit allem Angestüm innerer und äußerer Freude wirklich umzuhauen. In der Ferne stand eine Menge staunender Zuschauer. Und schon neigt sich allgemach die Fichte und droht mit ihrem Sturze. Bläß standen von ferne die Mönche und hatten im Schrecken über die schon nähere Gefahr alle Hoffnung, allen Glauben verloren, allein nur Martinus Tod erwartend. Aber dieser selbst, voll Vertrauen auf den Herrn, wartete ohne alles Bagen; ja die Fichte ließ bereits in ihrem Niederfalle das eigentümliche Krachen hören; sie fiel schon, sie stürzte schon herab — da endlich erhob er seine Hand gegen sie und machte das Zeichen des Kreuzes. Jetzt stürzte der Baum — und man hätte glauben mögen, er würde wie im Wirbelkreise nach rückwärts getrieben — nach der entgegengekehrten Seite, so daß er die Bauern, welche sicher gestanden waren, beinahe zu Boden schlug. Die Heiden erheben ein Geschrei gegen den Himmel und staunen über das Wunder; die Mönche weinen vor Freude, alles preist in gemeinsamem Jubel Christi Namen, und es war mit Genüge festgesetzt, daß mit diesem Tage

jener Landschaft das Heil erschienen. Denn fast keine Seele gab es aus der wilden Heidenbevölkerung, die nicht die Aufnahme in das Katechumenat begehrt, den Gözenwahn abgeschworen und an den Herrn Jesus geglaubt hätte. Ja es ist Wahrheit: während vor Martinus nur ein winzig Häuflein in jenem Lande den Namen Christi angenommen, gewann derselbe durch die Wunderkräfte und das Beispiel des Heiligen so mächtige Geltung, daß es dort bereits keinen Ort mehr gab, der nicht voll wäre von starkbesuchten Kirchen oder Klöstern. Denn es war sein Grundsatz, überall, wo er Heidentempel niedergerißen, sofort Kirchen oder Klöster zu bauen.

Nicht geringere Wunderkraft bewies Martinus fast um dieselbe Zeit bei einer gleichen Arbeit. Er hatte an einen uralten und sehr berühmten Tempel Feuer gelegt, und da der Wind ging, wurden die Feuerflammen in das nächstgelegene, eigentlich aufstoßende Haus getragen. Als Martinus dies bemerkte, steigt er rasch auf das Hausdach und wirft sich den anzügelnden Flammen entgegen. Da konnte man wunderbarerweise sehen, wie das Feuer gegen den Windsturm zurückgetrieben wurde, so daß es eine Art Zusammenstoß von einander bekämpfenden Elementen schien. So arbeitete durch des Martinus Wunderkraft das Feuer nur an dem ihm angewiesenen Orte. In einer anderen Ortschaft hatte er ebenfalls einen Göztempel zu zerstören beabsichtigt, der infolge von abergläubischer Verehrung überreich an Schätzen war. Hier erfuhr er durch die heidnische Bevölkerung Widerstand bis zur Verdrängung aus dem Orte. Er zog sich nun in die nächsten Ortschaften zurück und betete dort drei Tage hindurch in Sack und Asche, unter beständigem Fasten und Nusen zum Herrn, um Tempelvernichtung durch göttliche Kraft, weil dies einer menschlichen nicht möglich gewesen. Da stellten sich ihm zwei Engel mit Speer und Schild wie eine himmlische Kriegshilfe zu Gebot mit der Erklärung, sie seien vom Herrn beordert, das Landvolk zu zerstreuen und Martinus Schutz zu gewähren zu dem Zwecke, jeden Widerstand während der Tempelzerstörung zu verhindern: er möge also zurückgehen und das begonnene Werk im Aufblick zu Gott vollenden. So kehrte er an den Ort zurück, zerstörte unter ruhigem Zuschauen des Heidenvolkes die Gößenwohnung bis auf den Grund und trat dabei alle Altäre und Bildnisse in den Staub. Dies sahen nun die Bauern mit an und erkannten zugleich, daß zur Verhütung allen Widerstandes dem Bischofe gegenüber sie Gott in Stammen und Schrecken gesetzt habe. Daraufhin glaubten fast alle an den Herrn Jesus und riefen und bekannten öffentlich, man müsse den Gott des Martinus verehren, die Gözen aber in ihrer Ohnmacht, sich und anderen zu helfen, nicht mehr berücksichtigen. In den meisten Fällen be-

segnete aber Martinus den Bauern, wenn sie gegen die Zerstörung ihrer Götzentempel Widerpruch erhoben, mit heiliger Aussprache und beschwichtigte dadurch die Weidenherzen also, daß sie mit eigener Hand ihre Tempel zu Boden warfen, nachdem ihnen das Licht der Wahrheit gezeigt wurde.

Was nun die Gnade der Krankenheilung betrifft, so besaß er sie in erstaunlichem Grade. Fast kein Kranker nahm Zuflucht zu ihm, ohne nicht augenblicklich die Gesundheit zu erlangen; eine Wahrheit, welche auch aus nachfolgendem Vorgang klar werden wird. Zu Trier lag ein Mädchen an einer entsetzlichen Lähmung darnieder, so daß ihr Leib schon geraume Zeit nicht den geringsten Dienst für menschliche Bedürfnisse verrichtete; überall schon tot, atmete die Kranke kaum merkbar. Traurig, zu dem einzigen Zwecke, auf das Leichenbegängnis zu warten, standen die Verwandten da, als plötzlich Martinus Ankunft in der Stadt gemeldet wird. Auf die Nachricht hievon lief der Vater des Mädchens sich atemlos, um für sein Kind zu bitten. Zufällig war Martinus bereits in der Kirche. Hier vor den Augen des Volkes und in Gegenwart vieler anderer Bischöfe, umfaßt der alte Vater wehklagend des Heiligen Füße und jagt: „Meine Tochter stirbt an einer schauerlichen Lähmung und, was grausamer ist als der Tod selbst, sie lebt nur noch mit dem Atem, ihr Fleisch ist schon tot. Ich bitte, geh hin und segne sie; ich lebe des Vertrauens, daß sie durch dich noch gerettet werden kann.“ Diese Worte machten den Heiligen konfus; er entsetzte sich und trat zurück mit dem Bedenten, so etwas stehe nicht in seiner Kraft; der Greis irre sich in seinem Urtheil, er sei kein würdiges Werkzeug für ein Wunderzeichen von dem Herrn. Der Vater, in Thränen gebadet, dringt beharrlich und noch ungestümm in ihn und fleht, er möge doch die Sterbende besuchen. Endlich geht Martinus auf das Drängen der ihn umstehenden Bischöfe in des Mädchens Wohnhaus. Unzählig Volk wartete vor der Thür auf die That des Dieners Gottes. Zuerst nun warf er sich zu Boden und betete. Dies waren in dergleichen Fällen seine liebsten Waffen. Dann schaute er die Kranke an und verlangte Öl. Dies segnete er, worauf er dem Mädchen das weichkräftige heilige Oel in den Mund goß. Sofort kam die Stimme wieder. Dann fing auf seine Verführung ein Glied ums andere an, Leben zu bekommen, bis endlich nach Kräftigung der Füße das Mädchen vor den Augen des Volkes aufstand.

Zur nämlichen Zeit ward der Diener eines früheren Profonjuls, Tatradius, der noch Heide war, von einem bösen Geiste befallen und unter bedauerenswerten Folgen gequält. Auf die Bitte nun, ihm die Hände aufzulegen, jagt Martinus, man solle den Unglücklichen herbeibringen. Aber der böse Geist war aus seiner Wohnzelle ganz und gar nicht herauszubringen: so wütete er gegen die sich Nähenden mit geifernden Zähnen. Da wirft sich Tatradius vor dem Heiligen auf die Knie nieder und bittet, er möge in eigener Person sich in das Haus bemühen, in welchem man den Besessenen hatte. So legte nun Martinus dem Burschen die Hände auf und trieb dadurch den unreinen Geist aus. Auf dies hin glaubte Tatradius an den Herrn Jesus, und allsogleich wurde er Katechumen, worauf er nicht lange darnach getauft ward. Immer aber ehrte er Martinus als den Urheber seines Heiles mit wunderbarer Anhänglichkeit.

Als er in Paris unter Begleitung vielen Volkes durch ein Stadthor eintrat, küßte er einen entsetzlich aussehenden Ausjägigen zum Schauder aller Begleiter und segnete ihn, worauf der Mann sofort von aller Krankheit frei war. Am folgenden Tage kam dieser zur Kirche und sagte mit glänzendem Gesichte Gott Dank für die wiedererlangte Gesundheit. Hier muß noch bemerkt werden, daß Fansen von seinem Oberkleid wie von seinem Bußhemde gar oft an Kranken Wunder wirkten. Band man sie nämlich an die Finger oder legte sie an den Hals, vertrieben sie oft Krankheiten von Leidenden.

Arborius, ein ehemaliger Präsekt und ein gar heilig und gläubig gesinnter Mann, hatte eine Tochter, in deren Gliedern der Brand des viertägigen Fiebers auf das ärgste wütete. Bei einem neuen Fieberanfall nun steckte er einen Brief des Martinus, der zufällig in seine Hände gekommen, an des Mädchens Brust, und sofort verließ sie das Fieber. Dies Wunder wirkte aber so mächtig auf Arborius, daß er allsogleich das Mädchen Gott angelobte und ewiger Jungfräulichkeit weihte, worauf er zu Martinus wallfahrte und ihm das aus der Ferne von ihm geheilte Mädchen als sichtbaren Beweis seiner Wunderkräfte übergab, das auch niemand als Martinus einkleiden und weihen durfte.

(Schluß folgt.)

Volkspoesie. 1)

Evangelium auf den 1. Sonntag im Aebeni. Lukas, 21, 25—33.

Wer aus allen wird nicht zittern
In dem großen Tag des Herrn,
Wenn die Himmel sich erschüttern,
Wenn an Sonne, Mond und Stern
Schreckenszeichen sichtbar werden,
Wenn sie rauscht die Meeresflut,
Wenn den Völkern auf den Erden
In den Aebren stoßt das Blut?

Und sie werden fast verschmachten,
Voll der Sorge, Angst und Not,
Wenn sie es alsdann betrachten,
Was da kommen soll — o Gott!
Gib uns Gnade, fromm zu leben,
Lezt zu thun nach unsrer Pflicht,
Daß wir nicht vor Schrecken beben
An dem Tage beim Gericht.

Und man wird ihn kommen sehen
In den Wolken Gottes Sohn,
Gottes Pracht wird ihn umwehen,
Wenn er sitzt auf seinem Thron.
Eilet, eilet und erhebet
Eure Häupter und bereuet
Eure Sünden, weil ihr lebet,
Lezt, lezt ist noch Gnadenzeit!

Herr, wenn einst der Tage lezter
Hier im Leben uns anbricht,
Sei uns gnädig, Jesus, bester!
Und verlaß uns dann nur nicht!
Hilf, daß wir die Sünd' beweinen
Auf dem Sterbebett, o Gott!
Mutter Jesu, bitt bei deinem
Sohn für uns in lezter Not!

1) Entnommen dem Evangeliale der Pfarrkirche in Schalders (Tirol) und durch die Güte des vorliegenden Herrn Pfarr. c. s. a. unerreichter dem „Klemens“ zur Verfügung gestellt.

Die Kirche ist die eigentliche Mutter der Schule.

In unseren Tagen ist ein gewaltiger Kampf entbrannt um die Schule. Da gibt es denn viele, welche namentlich der Kirche das Anrecht auf dieselbe streitig machen wollen, und doch ist es unlegbar, daß die Kirche ein Recht auf die Schule hat, zunächst schon wegen ihrer Stellung, die ihr von Gott gegeben, und dann auch weil sie die Mutter der Schule ist. Wenn es nun heute leider Leute gibt, die das bestreiten, wenn selbst Lehrer in das Geschrei gegen die Kirche einstimmen, so wissen sie entweder nicht, daß die Kirche überall die Mutter der Schulen gewesen ist, oder sie thun wenigstens, als wenn sie es nicht wüßten, daher ist es angebracht, dies etwas zu beleuchten.

Der Heiland sandte seine Apostel in die Welt mit dem Auftrage: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ Die Apostel folgten mit Freudigkeit dem Willen ihres Meisters und verkündeten mit glühendem Geiste die Lehre Jesu. Zwar war der Unterricht der Kleinen noch vereinzelt. Erst am Schlusse des zweiten Jahrhunderts war es der fromme Priester Protogenes, der die erste Privatschule errichtete und darin mit großem Eifer und segensreichem Erfolge wirkte. Diese Schule war die erste Elementarschule. Die Kinder lernten darin: Schreiben, Lesen, Singen und einzelne Psalmen. Welche Wichtigkeit die Kirche dem Unterrichte der Kleinen zuwandte, geht daraus hervor, daß selbst der hl. Augustinus eine „Unterweisung für die Unwissenden“ schrieb. Er sagt darin folgende schöne Worte: „Verdrisset es uns, herabzusteigen (zu den Kindern), so möge der uns ein Muster sein, der vom Himmels: thron heruntergestiegen und ein Kind geworden ist.“ Die Kirche aber wies auch die Eltern an, ihre kostbaren Kleinkinder, die Kinder, zu unterrichten und namentlich auch zu erziehen. Diese Aufforderung hatte eine ungeheure Wirkung, namentlich auf die Mütter. Bewundernd rief ein heidnischer Gelehrter aus: „Welche Weiber haben doch die Christen!“ Die heil. Monika ist in dieser Beziehung ein schönes Beispiel. Sie wandte sich bei der Erziehung ihrer Tochter an den hl. Hieronymus, um Rat bei ihm zu suchen. Dieser schrieb ihr so schöne Worte, die wir nicht verschweigen können und jeder Mütter zum Nachdenken empfehlen. „Deine Tochter,“ sagt er „muß die weltlichen Lieder nicht lernen, sie muß von schlüpfrigen Dingen nichts erfahren; ihre Zunge lerne schon in zarter Jugend Psalmen singen; gib ihr beim Lernen Gespieltinnen, damit sie jemand neben sich habe, mit dem sie weitersprechen könne, und von dem sie angehort werde. Wolle sie nicht scheitern, wenn es nicht mit ihr fort will; rege ihren Geist durch Lob auf, daß sie sich freue, wenn sie es besser gemacht hat als andere, und sich betrübe, wenn sie es schlechter macht. Gewöhne dein Mädchen daran, daß es statt seidener Kleider und Edelgesteine ein gottseliges Bücher habe, an denen ihm nicht die bunfarbigen, vergoldeten Bilder, sondern die darin enthaltenen Lehren gefallen mögen. Lesen, Gebet und Arbeit führen sicher durch das himmlische Meer der Zeitlichkeit.“ Je mehr sich das Christentum ausbreitete, desto mehr wuchs auch das Bedürfnis nach eigentlichen Schulen. Der hl. Chrysostomus weist darauf hin, daß sich die Einsiedler mit dem Jugendunterricht beschäftigen sollen. „Höher als jeden Maler,“ sagt er, „höher als jeden Bildhauer und als alle übrigen Künstler, schätze ich den, der die Seelen der Kinder zu bilden versteht.“ Bald wurden auch an den Bischofsstühlen Schulen gegründet. Schon 443 verordnete ein Konzil, daß jeder Priester Knaben in sein Haus aufnehmen, sie wie ein Vater pflegen und in der hl. Schrift und den Religionswahrheiten unterweisen solle. Ein Konzil von 681 verlangt, daß die Geistlichen in den verschiedenen Ortsschaften Schulen halten sollen. Der Benedictinerorden (erst entstanden im Jahre 520) that sehr viel für den Unterricht. Überhaupt treten uns von nun an die Klöster als musterhafte Pflegestätten der Schulen entgegen. Sie hatten meistens Doppelschulen, die einen für künftige Priester, die anderen für weltliche Schüler.

Die Hoffart ist die Königin aller Tugten

Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Wen er erhöhen will, den demütigt er.

Kreuz und Halbmond.

Der Sieg über die Türken bei Belgrad.

(22. Juli 1456.)

(Fortsetzung.)

Haben die Leser eine Landkarte bei der Hand, so mögen sie sich einmal die Lage von Belgrad ansehen. Es liegt in jenem Winkel, der durch die Vereinigung der Save mit der Donau entsteht. Auf einem hohen steilen Hügel steht die Burg. Die Stadt war mit Mauern umgeben, um welche sich noch ein doppelter Wall hinzog. Muhammed suchte vor allem, der Stadt jede Zufuhr zu Wasser und zu Lande abzuschneiden, was ihm auch alsbald gelang. Hunyadi und Kapistrano gingen daher darauf aus, die türkischen Schiffe auf der Donau zu vernichten. Es entspann sich ein mächtiger Kampf, der volle fünf Stunden währte und, die Donau mit dem Blute der Streiter färbte. Während des Kampfes begehrte Kapistrano die Streiter durch Emporhebung des Kreuzes, das ihm der Papst gesandt hatte, und durch den Ruf „Jesus.“ Mit Gottes Hilfe gelang es den Christen, die türkischen Schiffe zu durchbrechen und so einen vollständigen Sieg auf dem Wasser zu erreichen. Das war ein großer Vorteil; denn die Stadt konnte nun wieder mit Lebensmitteln und Kriegswaaren versehen werden. Hunyadi begab sich mit seinen Truppen in die Stadt, um die unglücklichen Bewohner derselben mit neuer Hoffnung zu erfüllen. Kapistrano folgte ihm, um dieselben durch seine Worte zu stärken. Wie ergrimmte aber Muhammed über die schmachliche Niederlage! Rache schraubend, suchte er alles anzubieten, um den Platz gänzlich zu vernichten. Tag und Nacht ließ er Feuer gegen die Stadt geben, hieß seine Truppen zusammenziehen, um dann die Festung im Sturme zu nehmen. Abends den 21. Juli (1456) stellte sich der Sultan an die Spitze seiner Janitscharen und gab das Zeichen zum Aufbruche. Es entbrannte ein schrecklicher Kampf, der fast ununterbrochen die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch anhält. Hunyadi traf die notwendigen Verordnungen, Kapistrano erhielt den Mut der Kämpfenden durch Hinweisung auf die Hilfe des Himmels. In ihrem Kampfe glichen die Belagerten eher Löwen als Menschen. Die Säume der Türken wurden zurückgeschlagen, Keil, in Fesseln oder in Ketten gefaßt, wurde angezündet und dann unter die Feinde geschleudert. Die Verstärkung der Christen stieg schließlich so hoch, daß sie gegen den Befehl des Hunyadi einen Ausfall in das Lager der Türken machten. Die Heiterei der Türken brach plötzlich auf die in das Lager Eindringenden los, und diese wären verloren gewesen, wenn es dem tapferen Hunyadi nicht gelungen wäre, durch einen Ausfall einen Teil der Kriegsmaschinen der Feinde gegen diese selbst abzufeuern. Muhammed selbst wurde durch einen Pfeil verwundet und, obwohl während vor Horn, mußte er den Rückzug commandieren. Das ganze türkische Lager fiel in die Hände der Christen. Belgrad, Ungarn waren gerettet. Einig werden dafür die Namen der Helden Hunyadi, Kapistrano und Karvajal in der Geschichte strahlen. Ebenbürtig steht ihnen zur Seite Papst Kalixt III., dessen Bemühungen es vor allem zuzuschreiben ist, daß für die Rettung Ungarns etwas gethan wurde. — Groß war die Gefahr vor den Türken gewesen, groß war daher auch der Jubel der Christenheit über den errungenen Sieg. Überall wurde die Nachricht mit der größten Freude aufgenommen. Wohl aber freute sich niemand mehr als der Papst. Er bezeichneter den Sieg bei Belgrad als das wichtigste Ereignis in seinem Leben. Er ließ in Rom die Glocken aller Kirchen läuten, Freudenfeuer anzünden und Dankprozessionen abhalten. Ein Gesandter, der ein dreistündiges Gehör bei ihm gehabt hatte, sagt: „Der Papst war von dem Siege so erfüllt, daß er beständig auf denselben zurückkam. Den Namen Hunyadi erhob er bis zum Himmel und nannte ihn den berühmtesten Mann, welchen die Welt seit dreihundert Jahren gesehen habe. Gott hat diesen Sieg, jagte der Papst, besonders zur Beichnung und Verwirrung derjenigen zugethan, welche meine Kreuzzugsbestrebungen vernarfen.“ Der Papst wollte auch die Folgen des Sieges ausnutzen: die Türken nicht nur aus Konstantinopel vertreiben, sondern auch das hl. Land wieder erobern; denn man hatte ihm die Niederlage der Ungläubigen als eine gänzliche geschildert. „Jetzt ist die rechte Zeit gekommen,“ schrieb ihm Kapistrano, „der Tag des Heiles der Christenheit ist angebrochen. Der Augenblick ist da, wo der Wunsch, daß nicht nur das griechische Reich

und Europa wieder gewonnen werde, sondern auch das hl. Land wieder in unsere Gewalt komme, in Erfüllung gehen werde.“ Auch Hunyadi schrieb dem Papst: „Eure Heiligkeit wisse nur, daß gegenwärtig der Kaiser der Türken so gänzlich vernichtet und zu Grunde gerichtet ist, daß, wenn sich die Christen nur gegen ihn erheben wollten, sie mit Gottes Hilfe sehr leicht das ganze türkische Reich in ihre Gewalt bekommen könnten.“ Kalixt III. versäumte nicht, Schreiben an alle christlichen Fürsten zu erlassen, um sie zu einem vereinten Vorgehen gegen die Türken zu bestimmen. Da aber die abendländischen Mächte sich ganz gleichgültig der Aufforderung gegenüber verhielten, so wandte sich der unermüdete Papst an den christlichen König von Äthiopien und die Christen in Syrien, Georgien und Persien. Der Erfolg entsprach aber nicht seinem rastlosen Eifer. Zudem traf die ganze Christenheit, muß man sagen, ein schweres Unglück: die beiden Helden von Belgrad überlebten den Sieg nicht lange. Sie wurden abgerufen ins Jenseits, um die Krone für ihre Thaten zu empfangen. Schon am 11. August 1456 raffte die Seuche den großen Hunyadi hinweg. „Als er seine letzte Stunde nahen fühlte,“ berichtet ein Geschichtsschreiber jener Zeit, „duldet er nicht, daß der Leib des Herrn an sein Krankenlager gebracht werde. Sterbend ließ er sich in die Kirche tragen und hauchte dort nach dem Empfange des hl. Sakramentes unter den Händen der Geistlichen seine Seele aus. Nicht lange nachher— am 23. Oktober— endete auch Kapistrano seine irdische Laufbahn. Papst Benedikt XIII. hat ihn heilig gesprochen im Jahre 1724. Damit das Andenken an diesen glänzenden Sieg nicht so leicht dem Gedächtnisse der Christen entschwände, sondern damit sie sich vielmehr dankbar daran erinnern sollten, desgleichen um dieselben fürderhin für den hl. Krieg zu begeistern, verordnete Kalixt III., daß das Fest Christi Verkörperung feierlich in der ganzen Christenheit begangen werden sollte. Man sieht, daß der Papst die ganze Größe der vorübergegangenen Gefahr empfunden hatte und nun bemüht war, nicht weniger eifrig zu danken, als er vorher gebetet hatte. —

(Fortsetzung folgt.)

K—s.

Sprichwörtliches über Gastfreundschaft.

(Schluß.)

3. Regeln für Gäste. Vom Gaste wird zunächst verlangt, daß er kein ungebetener sei. Nur ganz gute Freunde und liebe Bekannte und Verwandte dürfen sich ausnahmsweise erlauben, ohne Einladung und Anmeldung auf Besuch zu kommen. Diese Ausnahme wird durch folgende Sprichwörter gutgeheißen:

Guter Freund kommt ungeladen.

Die liebsten Gäste kommen von selbst.

Wer gesehen kommt unbeten.

Natürlich muß ein solcher Gast sich dann auch mit dem bequägen, was er vorfindet, und darf keine besonderen Ansprüche machen. Das Sprichwort macht ihn darauf aufmerksam, daß in diesem Falle

Das Tischrecht heißt: Nehmt für gut,

Wie man euch thut.

Ein sehr gastfreier Mann jagte einst zu einem unangemeldeten Gaste sehr treffend:

Da Sie sich nicht haben anfragen lassen, so müssen Sie mit mir essen (d. h. schlacht und einfach); hätte ich aber Ihren Besuch vorher gewußt, so würde ich mit Ihnen geessen haben (d. h. ich würde Ihnen etwas Besonderes haben herrichten lassen.)

Über unliebame Gäste, die angebeten kommen, fällt das Sprichwort folgende Urteile:

Ungeladene Gäste

Gehören nicht zum Feste.

Ungeladener Gast

Ist eine Last.

Geladener Gast komme bald,

Ungeladener draußen halt'.

Kommt letzterer dennoch herein, so muß er sich auch darnach behandeln lassen, denn:

Ungeladener Gast findet keinen Stuhl.

Ungeladene Gäste sitzen hinter der Thür.

Während des ganzen Besuches muß der Gast sich natürlich anständig benehmen und namentlich bei der reichlich besetzten

Tafel sich vor der Unmäßigkeit und ihren schlimmen Folgen hüten. Im entgegengesetzten Falle würde die Verabredung nicht so freundlich ausfallen wie der Empfang, und das Sprichwort in Erfüllung gehen:

Man empfängt den Gast nach dem Kleide und begleitet ihn nach seinem Verstande.

Schmach aber und Schande über denjenigen Gast, der sich bei dem Gastmahle so viehisch übernehme, daß sich an ihm das andere, etwas derbe, aber richtig ausgedrückte Sprichwort bewahrheitete:

Man bittet einen Menschen zu Gaste und schickt ein Schwein nach Hause.

Ein anderer Fehler, in welchen die Gäste während der Mahlzeit so leicht fallen, besteht darin, daß sie Abwesende durch die Hefel ziehen und deren Ehre tranken. Hierwarnt das Sprichwort mit folgenden Worten:

Beim Mahl nur Speiß und Trank verzehr';

Laß unverlegt des Nächsten Ehr'.

Bei dieser Gelegenheit sei auch des Spruches gedacht, den der so gastfreie heilige Bischof Augustinus in seinem Speisezimmer angebracht hatte:

Es haben diesen Tisch zu meiden,

Die andern geru die Ehr' abschneiden.

Eine weitere Reihe von Sprichwörtern beantwortet die Frage: Wie lange soll der Gast bei seinem Gastgeber verweilen? Eins derselben sagt ganz allgemein:

Der Gast ist wie ein Fisch,

Er bleibt nicht lange frisch.

Ein anderes gibt die Mahnung:

Wenn der Gast am liebsten ist, dann soll er gehen.

Er darf also nicht so lange bleiben, bis er aus den Mienen und Reden seines Gastgebers erkennen kann, daß dieser ihn gerne los wäre. Von einem Gaste, welcher, oft zum Verdruße seines Wirtes, nicht zum Aufstehen und Fortgehen kommen kann, sagt man:

Er ist ein Klebpfaster.

Er hat ein papiernes Rücklein an.

(d. h. er fürchtet, wenn er aufsteht und sich zum Weggehen schickt, so würde man ihn an seinem Rücklein zurückhalten und dadurch daselbe zerreißen; also bleibt er lieber sitzen.)

Wer bei einem Verwandten oder Freunde für längere Zeit auf Besuch verweilen will, der muß sich den Spruch merken:

Drei Tag' ein lieber Gast,

Darüber eine Last.

Ein anderer Spruch macht die Einschränkung noch größer, ist aber etwas übertrieben oder dürfte nur für unliebame Gäste gelten; er heißt:

Den ersten Tag ein Gast,

Den zweiten eine Last,

Den dritten stinkt er fast.

(Der letzte Ausdruck rührt von einem Vergleiche mit einem dreitägigen Fische her.)

Unrecht und undankbar handeln die Gäste, welche später über ihren Gastgeber losziehen und hinter seinem Rücken seine Speisen, Getränke u. s. w. bekritteln und tadeln. Diese sollten des Spruches gedenken:

Das ist ein schlummer Gast, der seinen Wirt zum Danke beschimpft,

und lieber nach der Vorschrift jenes anderen Spruches handelt:

Es ist alles gut genug, was man umsonst erhält.

Zum Schlusse seien noch einige Sprichwörter angeführt, welche die Mahnung enthalten, daß man nicht durch zu häufige Besuche lästig fallen soll. Sie lauten:

Wird man wo gut aufgenommen,

Muß man nicht gleich wiederkommen.

Seltner Gast

Keine Last.

Wer selten kommt, kommt angenehmer.

Wer was will gelten,

Der komme selten.

Wer alle diese Regeln tren beobachtet, der wird überall ein lieber und geru geliebener Gast sein und sowohl sich wie seinem Gastgeber manche angenehme Stunde bereiten. Dr.

J a k.

Aus dem Englischen von F. W. Janzen.

(E. H. H.)

Jack knüpfte seinen Rock bis oben zu und trotzte noch einmal Wind und Wetter. Der Sturm schien jeden Augenblick wüthender zu werden. Es war stockfinster, und manchmal warf der Wind Jack beinahe von den Beinen; — mit großer Anstrengung bohrte er sich einen Weg — nun hatte er die Bucht erreicht. Leider! die Auslagen des alten Davy schienen nur allzu wahr. Von der Brücke war nichts mehr zu sehen. Was nun? Eine Strecke höher hinauf machte der Strom eine Krümmung, — da war er viel schmaler, nur waren die Ufer steil, und ein Stück altes Holz lag darüber als Brücke. Im Sommer ging Jack oft darüber. Dahin nun richtete er seine Schritte. Ganz langsam kam er vorwärts, da er im Dunkeln tappend den Weg suchen mußte; dennoch fand er nach einiger Zeit die Stelle. Der kleine Bach, im Sommer bequem zu durchwaten, war nun zu einem brausenden, schäumenden Strom angeschwollen. Jack zog Schuhe und Strümpfe aus, warf einen Blick auf die düstern Wasser, die da unten geheimnißvoll und zornig drohten und wirbelten — dann trat er seinen gefahrvollen Zug an. Das als Brücke dienende Holz war naß und glatt, und sehr schwierig war es, in der greifbaren Finsterniß nicht auszugleiten; dennoch gelang es ihm, ohne Unfall hinüberzukommen. Ein tiefer Seufzer entwand sich Jacks Brust, als er das andere Ufer erreicht — er eilte weiter und kam endlich an der Telegraphenstation an, die der Sorge von ein Paar alten Leuten, in der ganzen Umgegend als Ohm John und Tante Sara bekannt, anvertraut war.

„Halt! Wer da! Der Heiland bewahre, wenn das Jack nicht ist. — Wo in aller Welt hast du noch einen solchen Abend hergeholt? Komm, setz' dich ans Feuer und erwärm' dich etwas. Du bist so naß wie eine Katze.“

„Können Sie nach Red Canyon telegraphieren?“

„Nach Red Canyon! Nein, alle Telegraphenpfeile liegen um den ganzen Tag hat der Apparat sich nicht hören lassen.“

„Dann ist alles verloren!“

„Nun, was gibt es denn?“

„Die Brücke zu Cedar Rapids ist eingestürzt.“

„Himmel! Das ist es, und der Schnellzug kommt in fünfzig Minuten.“

„Der muß auf irgend eine Weise signalisirt werden!“

„Das ist bequemer gesagt, als gethan.“

„Aber es muß. In fünfzig Minuten ist der Schnellzug hier; — glauben Sie, daß ich die Brücke noch erreichen könnte?“

„Nun, vielleicht wohl; bei gewöhnlichen Wetter würde es bequem genug gehen, und wenn die Wege gut wären. Gleichwohl, der alte Hoan steht zu deinen Diensten, wenn du es wagen willst. Was wirst du aber anfangen, wenn du auch die Brücke erreichst? Es hilft dir alles nichts, wenn du nicht hinüber kannst, denn wegen dieser verwünschten Bucht, eben bevor du an die Brücke kommst, ist dein Signal an dieser Seite nicht sichtbar.“

„Ja, das weiß ich wohl, — aber ich werde es auf andere Weise versuchen hinüberzukommen.“

„Nun denn, wenn du doch willst, so ist keine Minute zu verlieren. Hier, Frau,“ rief John der Tante Sara zu, die eben häßlich hereinkam, „besorge dem Jungen eine Tasse Kaffee oder etwas Warmes. Ich bringe in einem Augenblick Hoan vor die Thüre.“ Und weg war Ohm John.

„Es geht mir doch zu Herzen, dich in diesem Sturm wieder weggehen zu lassen, und du bist schon durch und durch naß.“

„Wenn der Telegraph jetzt nur arbeiten wollte, aber es scheint, als ob er nie in Ordnung sein könnte, wenn man seiner am meisten bedarf. Aber wohlan, mein Junge, trink' diese Tasse heißen Kaffee, und hier hast du etwas zu essen; — es wird dir wohl thun, bevor du wieder hinausgehst in die Kälte.“

Kaum hatte Jack seinen Kaffee genossen, als Ohm John mit dem alten Hoan vor der Thüre erschien; in der Hand trug er eine Signallaterne.

„Fertig?“

„Ja!“

„Es ist ein Wagemuth, das du unternimmst. — Dein Leben steht auf dem Spiele.“

„Besser ein Leben verloren, als der ganze Zug. Aber — hier wurde Jacks Stimme heiser — „wenn mir ein Unglück zustoßt, grüßen Sie dann Mutter und Bethy von mir, und sagen Sie ihnen, daß alles in Ordnung ist.“

„Ja, ja, das werden wir thun.“

„Es wird die höchste Zeit,“ spricht Jack und wirft sich in den Sattel.

„Der alte Hoan ist ein Pferd, auf das du dich verlassen kannst, sogar in diesem Wetter; es steht fest auf den Beinen, und wenn es angespornet wird, verfolgt es flink seinen Weg. Fürchte nur nicht, die Sporen zu gebrauchen — und wenn du den Fluß erreicht hast, laß es dann nur frei laufen, es findet seinen Stall schon wieder. Und nun leb' wohl! Gott sähe und schütze dich!“

Jack spornie den alten Hoan zur größten Eile an, wo der Weg es gestattete; aber wegen der Dunkelheit und des schlechten Weges mußte er wohl auch langsam reiten. Er erreichte endlich die Brücke, gab dem Pferde die Freiheit und schaute beim roten Schein der Laterne auf seine Uhr.

War der Zug schon vorüber? — „Sollte ich zu spät kommen? O Gott, steh' mir bei!“ rief er aus.

Ein Teil der Brücke schien im guten Stande, zu Jacks großer Erleichterung, — aber von der Mitte war der Brückenknopf zum Teil weggeschlagen, und als er vorsichtig weiterritt, fühlte er die Planken unter sich weichen. Eine kleine Strecke weiter waren die Bretter weg. Jacks Herz stand einen Augenblick still, vor Furcht und ängstlicher Erwartung. Sollte er nicht umkehren? Nein, das konnte er nicht. Auf Händen und Füßen kroch er nun behutsam und mit Mühe über die Bretter weg.

Eine unvorsichtige Bewegung, und er wußte, daß er in den Rachen des brausenden und wüthenden Stromes hinunterstürzen würde. Nachmal bildete er sich ein, die schrille Dampfpeise des herankommenden Zuges zu hören, indes wäre infolge des betäubenden Wassergebrausens kein Laut zu unterscheiden gewesen.

O, glücklich war endlich die gefahrrohende Brücke überschritten! Jacks Hände waren zerkratzt und bluteten, — er fühlte sich matt und kraftlos, manchmal war er halb stumpfsinnig vor Angst und Kälte. Aber fort war er, bis er eine kleine erhabene Stelle erreichte, von wo er den roten Schein der Lokomotive bis auf einige hundert Entfernung gewahrte. Jack schwang wild mit seiner Laterne, — ein — zwei — dreimal, dann sank er bewußtlos und erschöpft auf den Boden hin. Der Zug war aufgehalten, da der Weg teilweise weggeschlagen war, und holte nun durch größere Schnelligkeit den Veriaht wieder ein.

„Sahst du das Licht?“ fragte der Maschinist den Heizer.

„Ja, was mag das gewesen sein?“

„Wieder ist der Weg unklar, gerade vor uns hin, fürchte ich.“

„Aber wo mag das Licht geblieben sein? Sonderbar, daß es so plötzlich verschwand!“

„Ja, das begreif ich nicht; aber ich bin bange, weiter zu fahren, bevor ich untersucht habe. Es muß in der Nähe der Brücke gewesen sein.“

Es wird Befehl zum Hemmen gegeben; nur langsam sollte weitergefahren werden, während drei oder vier Mann zur Auskundschaft vorausgingen.

Plötzlich stieß einer der Männer auf den ausgebreiteten Körper Jacks, der die rote Laterne noch festhielt, und ein anderer entdeckte mit Schaudern, daß die Hälfte der Brücke zerstört — der Zug war gerettet!

Anfänglich dachten die Leute, Jack wäre tot — bald aber fühlten sie einen matten Pulsschlag.

Einer der Männer hob ihn sanft auf und trug ihn nach dem Zug. Als Jack wieder zum Bewußtsein kam, befand er sich in der kleinen Güterstation zu Red Canyon, von fremden, besorgten Gesichtern umgeben.

Jack's erste Frage war: „Ist der Zug gerettet?“ dann dachte er an seine Mutter, die nun auf ihn warten und um ihn besorgt sein würde, daß er noch nicht nach Hause gekommen sei. Einer der dankbaren Passagiere beruhigte ihn und erbot sich, zur Mutter zu gehen und ihr mitzutheilen, wo er sich befände, und daß er in Si-

cherheit sei, — wiewohl der Herr selbst bei diesem Sturm noch einen großen Umweg zu machen hatte, um über den Fluß zu kommen.

Nichts schien aber den dankbaren Leuten zuviel für den Zuzug, der sein Leben so mutvoll und mit so großer Gefahr für sie gewagt hatte.

Als dieser Vorfall bekannt wurde, brachte man bald eine Summe Geldes zusammen, um die Familie Zacks vor Mangel zu schützen, während einer der Passagiere, Herr K., in seinem dankbaren Gehmut auf dem Vorrecht bestand, Zacks Erziehung und Ausbildung weiter zu besorgen und die Kosten zu bestreiten.

K o r r e s p o n d e n z.

Seikowka. (Gow. Cherson.) Unsere weitverstreute Expositur ist Zeuge eines ungewöhnlichen Festes gewesen. Nämlich den 7., 8. und 9. November fanden hier die hl. Missionen in der Kirche statt, die Herr Dauenhauer aufgeführt hat. Den 7. November um 4 Uhr morgens waren 4 Geistliche des Nikolajewer Dekanats hier angekommen. Unsere Expositur ist zwar nicht groß, zählt ungefähr 250—300. Beichtende, aber dennoch war eine große Volksmenge zusammengekommen, welche von 50—60 Wert dahergereist waren. Über 400 Personen haben gebeichtet und die hl. Kommunion empfangen. Fünfzehnmal wurde das hl. Messopfer dargebracht, und unser Herr und Heiland, Jesus Christus, hat selbst zu seinem himmlischen Vater für uns gebetet, daß die hl. Missionen uns recht viele Gnaden bringen.

Diese Wohlthat haben wir dem geehrten Jakob Dauenhauer zu verdanken, der diesen Plan ins Werk gesetzt hat.—Die Litanei vom süßen Namen Jesu, Erneuerung des Taufgelübdes und ein freudiges „Großer Gott, wir loben dich!“ bildeten den Schluß.

A. Baier.

P r e s s t i m m e n.

Aus den Verhandlungen der diesjährigen Sitzungen der Kreislandtschaftsversammlungen, die nun bereits ihren Abschluß gefunden haben, hebt die „Russkaja Mysl“ das Wesentlichste hervor. Wir bringen hier einen Auszug daraus nach der „St. Pet. Btg.“

„Die wichtigste Frage, die einige Kreislandtschaftsversammlungen beschäftigt hat, ist die Frage der kleinen landtschaftlichen Einheit oder der allrussischen Woloſt. Die Notwendigkeit der Begründung einer kleineren landtschaftlichen Einheit, als es der Kreis ist — etwa durch Erweiterung der bäuerlichen Woloſt zu einer allrussischen — ist schon lange erkannt worden. Erst eine solche kleinere Einheit, die der Bevölkerung und ihren Interessen näher steht als das Kreisamt und die Kreislandtschaftsversammlung, würde dem ganzen Gebäude der Landtschaftsversammlung ein festes Fundament geben. Jetzt sind es vor allem zwei Kreislandtschaften gewesen, welche diese Frage eingehender behandelt haben: Moskau und Jerej. Der Moskauer Kreislandtschaft lag ein vom Landtschaftsamt im Prinzip befürwortetes Projekt vor, nach welchem einer neu zu errichtenden kleinen landtschaftlichen Einheit das Wegebau-, das Medizinal- und das Volksschulwesen und die Fürsorge für die Armen übertragen werden sollen; die Beschlässe der Versammlung unterliegen der Bestätigung durch den Gouverneur und werden dem Kreisamt zur Ausführung übergeben. Die Moskauer Kreislandtschaftsversammlung fand, daß durch dieses Projekt ein rein mechanisches Band zwischen dem neuen Verfassungskörper und den bestehenden Selbstverwaltungsorganen geschaffen werde, was zu vermeiden sei, und betraute das Landtschaftsamt mit der Ausarbeitung eines neuen Projekts. Auch die Kreislandtschaft von Jerej sprach sich im Prinzip für die kleinere Landtschaftseinheit aus und übertrug die Ausarbeitung eines Projektes, n. ch d. n von der Versammlung gebilligten Gesichtspunkten, einer besonderen Kommission.

Die letzte Session der Kreislandtschaften hat, wie die „Russk Mysl“ hervorhebt, wieder gezeigt, welche Bedeutung jene Landtschaftler nach neuem Muster, die im Grunde Begründer des Landtschaftswesens sind, bereits erlangt haben. Das Journal führt eine ganze Reihe typischer Fälle an, welche wirklich geeignet sind, ernste Besorgnisse für das weitere Gedeihen der landtschaftlichen Selbstverwaltung herbeizurufen. Da protestiert ein Deputierter der Nikolajewer Kreislandtschaft (Gow. Samara), ein Dunkelmann, Namens Ljutschinski gegen jede Erhöhung der Affigiationen für die Volksschule und begründet diesen Protest damit, daß die Volksschule absolut keinen Nutzen bringe. Dieser Mann findet Anlaß und dringt mit seinem Protest durch: der Kostenanschlag der Volksschule wird trotz dringender Bedürfnisse nicht um eine Kopeke erhöht. Derselbe Deputierte erklärt, je mehr im Kreise Ärzte angestellt würden, desto größer werde die Sterblichkeit sein. Auch diese Erklärung findet den Beifall der Versammlung und hat zur Folge, daß das Medizinalwesen schlecht davon kommt. Es ist geradezu unbegreiflich, daß ein Mann mit solchen Ansichten zum Deputierten gewählt werden konnte, und noch unbegreiflicher ist es, daß er in der Landtschaftsversammlung den Ton angab, und niemand sich fand, der ihm widersprach. In der Kreislandtschaftsversammlung von Jarſkoje Selo ließ sich ein Deputierter Platonow zu der Äußerung hinreißen, die Landtschaftsärzte veruntreuten systematisch

Landtschaftsgelder. Die Äußerung, die keinen Widerspruch fand, wurde zu Protokoll genommen. Erst einige Tage später erhob einer der ältesten Deputierten des Kreises, der bei der Verhandlung nicht zugegen gewesen war, Protest gegen diese Verächtlichung, es gelang ihm aber, nur die Streichung der Stelle im Protokoll durchzusetzen. Der Urheber der Verächtlichung aber, Herr Platonow, wurde in derselben Session zum Stiede des Kreislandtschaftsamtes erwählt. In Saratow wurde das Projekt einer Reorganisation des Kreismedizinalwesens, welche den Zweck hatte, die Landtschaftsärzte vor der Willkür des Präsidenten des Landtschaftsamtes mehr zu schützen, dadurch zu Fall gebracht, daß der Deputierte Grimm, der gleichzeitig den Posten eines Landhauptmannes einnimmt, erklärte, aus dem Projekte wehe ein besonderer Heiß. Die Furcht der Deputierten, sich durch Begünstigung dieser „besonderen Heiß“ zu kompromittieren, gab den Ausschlag.“

Deutschenhehe. Der „Swet“ muß wieder einmal an den Deutschen sein Mütchen kühlen, da ihm gegenwärtig kein passenderes Thema zur Hand ist. Man kann es dem Leiter des „Swet“, Oberst Komarow, auch nicht gar zu sehr übel nehmen, wenn man bedenkt, daß der arme Mann in dem eigenen russischen Vaterlande solchen Kränkungen ausgesetzt ist, wie den nachstehend geschilderten.

„Überall ertönt die deutsche Rede, überall ist der Duft von Bier und Cigaretten, und die rötlichen und blonden selbstzufriedenen Gesichter der Landungsgesellen, Kaufleute und Fabrikanten vervollständigen mehr als die deutsche Rede die Illusion, daß man zu glauben anfängt, in einen Kreis echter Deutscher geraten zu sein.“

Freilich ist diese Illusion, so belehrt uns der „Swet“, eine recht trügerische. Die bösen Letten und Esten und auch manche Russen sind so verbrecherisch, daß sie sich in die deutsche Haut stecken und als „nachgemachte Deutsche“ zu den wirklichen Deutschen stoßen.

„Die sich immer vergrößernde Kolonie der „nachgemachten“ Deutschen schmilzt mit den echten Deutschen zusammen, was zum Teil die Ehen unserer verdeutschten Esten mit den Töchtern ausländischer deutscher Fabrikanten fördert, und mehr noch das Leben der in Rußland herausgegebenen deutschen Zeitungen, die sich zur Aufgabe gestellt haben, die Liebe nicht nur zur deutschen Sprache, sondern auch zu allem zu unterhalten, was nach Deutschland riecht. Zum Unglück für Rußland hat sich allzulange in dessen Geschichte die Periode erhalten, wo offen seine leidenschaftliche Liebe für alles Deutsche auszusprechen nicht nur nicht gefährlich, sondern sogar vortheilhaft war. Für ein solches Verhalten gab es Kopfreichelung und Belohnungen. Dies war ein Irrtum, für welchen Rußland teuer bezahlt hat, und Gott gebe, daß er sich niemals mehr wiederholt.“

Ein Unglück für Rußland ist es, ruft die „St. Pet. Btg.“ mit Recht aus, daß die kulturverbende Kraft des Russentums durch solche nur Haß ausäufende Blätter wie der „Swet“ abgeschwächt wird.

A u s W e l t u n d K i r c h e.

a) I n l a n d.

Saratow. Im Kreise Saratow lassen sich in letzter Zeit die Wölfe stark fühlen. Sie fügen nicht nur den Dorfeinwohnern Schaden an Vieh zu, sondern machen auch die Wege unsicher. Auf einer Jagd mit Hunden hat man vier Bestien gefangen, allein es gibt deren noch viele, so daß eine Treibjagd notwendig erscheint. — Auf dem hiesigen Pferdemarkt werden Reitpferde für die Bureau angekauft. Von hier werden die Tiere nach Odesa gestellt.

Seisawetgrad. Der Pferdediebstahl hat in letzter Zeit auf dem flachen Lande noch nicht dagewesene Ausbreitung erreicht, und dabei bleiben alle Nachforschungen nach den Thätern erfolglos. Sogar Fälle gewaltthamer Entwendung von Pferden sind zu verzeichnen. Die häufigen Diebstähle haben einen derartigen Schrecken erzeugt, daß — wie der Korrespondent der „Od. Now.“ berichtet — die Bauern nachts, in der Sorge um ihre Habe, auf Schlaf verzichten. Wer zu später Stunde durch ein Dorf fährt, wird durch Schläffe und lautes Geschrei überfallen, mit welchen Mitteln die Ganner eingeschüchtert und verschleucht werden sollen.

Nikolsk. (Ussuri-Gebiet.) In der Nacht des 16. Oktober wurde die Station Woziocha an der Mandſchurischen Bahn von einer Bande vagabondierender Chundusen angegriffen. Der Unternehmer Sokolow wurde im Kampf gegen die Räuber von zwei Kugeln am Kopf und am Bein verwundet und mehrere seiner russischen Arbeiter getötet. Sokolow erlag dem „Nikolsko Ussurijski List“ zufolge bereits am folgenden Tage seinen schweren Verletzungen.

Warschau. Von einem tapferen Engländer erzählt der „Warsch. Dnevnik“ folgendes originelle Stücklein: Der in Warschau lebende englische Unterthan A. S. erlaubte sich kürzlich das Vergnügen,

durch die Straßen fahrend, mehrere Schüsse aus einem Revolver abzufeuern. Die Polizei, welche diesen Unfug natürlich nicht dulden konnte, nötigte Herrn S., sich ins nächste Polizeilokal zu bemühen und dort wegen der Größe seines auffälligen Betragens Rede und Antwort zu stehen. Da stellte sich denn heraus, daß der Sohn Großbritanniens sich in stark angeheitertem Zustande befand, und der Verfassung entsprach auch die Auskunft. Er erklärte nämlich, daß ihn im Halschlag die Vorstellung überkommen hätte, er befände sich in Transvaal, umgeben von feindlichen Büren, und da habe er zu seiner Verteidigung den Revolver geholt und nun sich geschossen.

Chailar. (Mandschurei.) Eine völlig russische Ansiedlung ist Chailar geworden, nachdem die Chinesen geflohen und nur in geringer Zahl wieder zurückgekehrt sind. Die Häuser der ehemaligen Bewohner sind von Rüssen, hauptsächlich Soldaten besetzt. Auch russische Kaufleute sind eingetroffen und haben bereits wohl ein Duzend Buden aufgeschlagen. Die Sicherheitszustände lassen freilich, wie die „Wost. Dbojz.“ erfährt, noch manches zu wünschen übrig. Erst kürzlich wurden mehrere mongolische Hirten und gleich darauf eine Familie von einer aus Russen und Chinesen zusammengesetzten Räuberbande ermordet. Man erwartet die baldige Ernennung eines Friedensrichters.

Chantadschj. (Mandschurei.) Der „Wost. Dbojz.“ geht die Nachricht zu, daß hier am 14. September der junge Ingenieur-Technolog N. G. Schapojnikow von den Chundchuren ermordet worden ist. Die Leiche konnte erst am 30. desselben Monats bestattet werden. Schapojnikow hatte seine Arbeiten fast beendet und war im Begriff, nach Rußland zurückzukehren. Nähere Mitteilungen über den traurigen Fall stehen noch aus.

Kostroma. Aus dem Leben der Wegebauingenieure an der Wolga zeichnet die „Nishegorodskaja Wirsha“ folgendes kleine Bild, als Beispiel für zahllose ähnliche Episoden:

Während der Schwierigkeiten bei der Ufrowski-Untiefe wird von dem Ministerium der Kommunikationen Fürst Dolgorow abkommandiert, um den Thabestand festzustellen. Der Kapitän des Passagierdampfers, den er benutzt, bereitet den Fürsten auf verschiedene Merkwürdigkeiten vor, die ihn an Ort und Stelle erwarten. „Ew. Erlaucht — so schließt er — werden schon selbst sehen, wie es dort hergeht.“ Man langt bei der Untiefe an, die mit Fahrzeugen verborrischirt ist, darunter auch vier Kronsdampfer. „Man muß einen von diesen herbeicitieren,“ befiehlt der Fürst, und der Kapitän beginnt Signale zu geben, anfangs langgezogen, dann rasche, unruhige, doch es erfolgt keine Antwort. — „Aber — bemerkt der Fürst — wenn das Schiff in Gefahr wäre zu sinken, und Sie signalisieren würden, würde man Ihnen auch dann keine Hilfe bringen?“ „Nein, Erlaucht,“ lautet die prompte Antwort des Kapitäns. Nachdem die Dampfspeise eine gute Stunde in Thätigkeit gewesen, will man die Versuche aufgeben, aber der Fürst läßt die Hoffnung noch immer nicht sinken, und wieder erschüttern Rostsignale weithin die Luft. Endlich, nach einer weiteren halben Stunde, trennt sich der Dampfer „Wanja“ von der Kronsklotille und nähert sich dem Passagierdampfer. „Nun, was ist denn bei Euch los?“ tönt die Stimme eines Ingenieurs vom „Wanja.“ „Ist denn niemand da? Warum pfeift Ihr eigentlich?“ — „Setzt liegen die Schiffe Vord an Bord, und der Fürst ist in der Lage, den Butejez zu fragen, warum er denn nicht ein wenig schneller erschienen sei. Der Mann ist aber dermaßen bestürzt, daß er nicht ein Wort der Erklärung oder Entschuldigung über die Lippen bringen kann.“

b) Ausland.

Rom. Am 25. November empfing der Hl. Vater den Fürsten Wolkonsky, Zeremonienmeister am Hofe Seiner Kaiserlichen Majestät von Rußland.

Amerika. Die Edwüßstesser, das ist der Name einer neuen protestantischen Sekte, die neuerdings in Britisch-Columbia entstanden ist und sich jetzt in den Vereinigten Staaten ausbreitet. Sie ist in ihren Glaubenslehren mit den sogenannten Adventisten verwandt, die ja zum Teil die alttestamentarischen Speiseverbote aufrecht erhalten wollen, Enthaltbarkeit von Schweinefleisch, Kaffee, Thee u. j. empfehlen. Diese neue Sekte schreibt nun ihren Anhängern vor, daß sie nur von Erdkrüsen leben sollen, aus denen man ein großes Waßz mayi, wotaus uwerlei gebotene und getochte Speisen bereitet werden.

Chicago. Von dem Wachstum des Katholicismus in der durch ihre Weltausstellung 1893 in der ganzen Welt bekannt gewordenen Stadt Chicago (lies: Schifago) macht man sich einen Begriff, wenn man in dem amtlichen Organ des dortigen Erzbischofs Msgr. Feehan liest, daß vom 11. September bis 15. Oktober in der Erzdiözese Chicago, die neben der Weltstadt selber nur noch ein paar Duzend unbewohnte Dörferchen umfaßt, sechs neue Kirchen eingeweiht, fünf neue Gemeinden gegründet und ein Kolleg (höhere Knabenschule oder Gymnasium) sowie zwei höhere Schulklassen und acht Pfarrschulen eröffnet worden sind. Mit berechtigtem Stolz meint das erwähnte Amtsblatt, daß es wohl auf der ganzen Erde keinen Sprengel gebe, wo die katholische Kirche solche großartige Fortschritte zu verzeichnen habe, als in Chicago. Leider umfaßt dieser Fortschritt nicht alle Gebiete des katholischen Lebens. Die bald eine Million Seelen umfassende katholische Bevölkerung der Erzdiözese Chicago hat z. B. noch keinen ersüßlichen Versuch gemacht, ein eigenes tägliches Organ zu gründen, obwohl die „gelbe“ Censurationspresse dort eingestandenmaßen große Verheerungen anrichtet.

England. Das englische Parlament ist auf den 16. Januar einberufen. Die Regierung braucht Geld, und der Finanzbericht dürfte für die Steuerzahler wieder unliebsame Überraschungen bringen. Das am 1. April d. J. begonnene Finanzjahr hat bis jetzt rund 71½ Millionen Pfund Staatseinnahmen aufzuweisen, während die Ausgaben 123 Millionen betragen. Da gilt es, Zeit zu gewinnen, und vielleicht helfen einige Zwischenfälle wieder dazu, den Patriotismus der Steuerzahler so zu erhöhen, daß er über die schmerzlichen Fehlbeträge wegsieht und alles bewilligt, — alles!

Kalkutta. (Indien.) In Wajiristan an der indischen Nordwestgrenze ansässige Mahjuds hatten kürzlich Raubzüge auf britisches Gebiet unternommen. Zur Bestrafung des Stammes waren vier leichte Truppenabteilungen von 900 bis 1500 Mann in Wajiristan eingedrungen und machten nach heftigen Kämpfen 193 Gefangene. Die Verluste britischerseits betragen 45 Mann. Nunmehr sind eine ganze Brigade von vier Regimentern der Eingeboreneninfanterie, einem Kavallerieregiment und vier Geschützen zur Verstärkung der die Grenze von Wajiristan deckenden Truppen nach Tanf abgegangen.

Lissabon. Als Lourenco-Marques (Lorenzo-Markes) trifft die telegraphische Nachricht ein, daß dort sehr viele kranke und verwundete englische Soldaten eintrafen, um sich auf dem englischen Kriegsschiffe, welches sich dort im Hafen befindet, behandeln zu lassen; geheilt werden sie dann zu ihren Truppen zurückbefördert werden. — In vielen Kreisen wird diese Thatsache hier als ein Widerspruch zur Neutralität Portugals betrachtet. Ferner wird von dort berichtet, daß ein höherer portugiesischer Beamter von Lourenco-Marques, welcher in Begleitung einiger Engländer die Grenze überschritt, um einige Minen in Transvaal zu besuchen, von den Büren als Spion gefangen genommen und trotz aller Einsprüche zurückgehalten wurde.

A u e r l e i.

Ein freundlicher Wirt.

„Guten Abend, Herr Soldat!“
 „Guten Abend, Herr Wirt! Bringen S' mir a' Halbe Bier, Herr Wirt.“
 „Steig, Herr Soldat! (Bringt ihm die Halbe Bier.) Wögen S, stielst leicht a' Brat'l aa? Has grab' a' schön's Bräu'wair'l, Herr Soldat.“
 „Warum soll i' soa' Brat'l mög'n,“ sagt der Soldat.
 „Für'n Herrn Soldat a' schön's Brat'l,“ schreit der Wirt in die Küche hinans, „Wög'n S' vielleicht an Salat aa' Herr Soldat?“
 „Nag an Salat aa“, sagt der Soldat.
 „An Salat für'n Herrn Soldat!“
 Kaum war's bestellt, war's auch schon aufgetragen; kaum ist der Soldat damit fertig, ist der Eiert auch wieder da.
 „Dat's geschmeckt, Herr Soldat?“
 „War sehr gut!“
 „Wög'n S' vielleicht noch a' Brat'l?“
 „Warum soll i' net noch eins mög'n?“
 „Noch amal a' Brat'l für'n Herrn Soldat,“ schreit der Wirt — „und'n Salat mögen der Herr Soldat do' aa?“
 „Salat mög' i' alleweil.“
 „An Salat aa' ha'u“ ruft der Wirt nachträglich, und Satz steht die zweite Portion auf den Tisch.
 „Guten Appetit, Herr Soldat!“

„Dant' schön, Herr Wirt!“
 „A' Halbe Bier, mög'n S' do' aa' noch dazu, Herr Soldat?“
 „Mag' a' Halbe Bier aa, no', Herr Wirt.“
 „Für'n Herrn Soldat noch a' Halbe Bier!“
 Die der Soldat mit all dem fertig ist, rinkt er sein Bier aus und sagt: „Herr Wirt zahl'n!“
 Gleich kommt der Wirt gesprungen.
 Der Soldat legt drei und einen halben Kreuzer auf den Tisch und sagt: „S' hab' a' Halbe Bier, da liegt mein Geld.“
 „Ja, warum net gar,“ schreit der Wirt. „Sie haben zwei Halbe Bier, macht 7, zweimal Kalbsbrat'l mit Salat macht 32, ihuat 3 jamma 39 Kreuzer.“
 „Ja,“ sagt der Soldat „dös is wahr, g'habt hab' i dös alles, aber b'steht hab' i' bloß a' Halbe Bier, und die zahl' i'!“
 „Waar net aus,“ schreit der Wirt. „Wer zahl't denn nach'r 's Brat'l und Salat?“
 „Das zahl't d' r, der's b' s' t' e' k' t' hat, sagt der Soldat und schießt ab unter dem Galloß der anwesenden Gäste.

Redacteur-Herausgeber J. Kruschinsky.

Magazin-Niederlage
Iwan Dawydow
 Saratow, Moskauer Straße, unter dem Bezirksgericht.
 —————
 —————
Speziell
 —————
Farben, Lacke, Firnisse,
 alle möglichen Firnisse und alles Zubehör für Anstreicher.
 Priskurant und Auskünfte unentgeltlich.
 Die Preise sind auf alle Waren außer Konkurrenz.

Das neueröffnete spezielle Magazin mit Leinwand
des Handelshauses

„K. S. Sgibow u. Ko.“

Theaterplatz, Haus Baturow,

teilt mit, daß Leinwand von Gribanow, Krynow, Sidorow
und anderer Fabriken

nach Fabrikpreisen verkauft wird.

Eine große Auswahl von fertiger Damen- u. Herrenwäsche.

Gründer des Handelshauses K. Sgibow,
gewesener Handlungsgehilfe bei Lubimow.

Specielles Magazin
 mit
 Farben, Lacken, Firnissen,
 Droguerie-
 und Schiffswaren
 und
 allem Zubehör für Maler.
Pawel Petrowitsch
Asorow
 Klein- u. Großhandel
 Saratow,
 Moskauer Str., unter dem
 Bezirksgericht.
 Telephon № 511.

Schreibentensilien-Niederlage
A. J. Fedin
 u. **B. J. Pokrowski**
 Alexanderstr., Haus Willo, zwi-
 schen dem Theaterplaz u. der
 Deutschen Straße.
 Telephon № 422.

Feinsterglas der Fabrik
W. A. Paschkow
 im Magazin **J. J. Kell**
 Saratow, 2. Stadtkorpus, Moskauer
 Str., zwischen der Nikolaj. u. Alexanb.
Spezieller Handel
 mit böhmischem, halbweißem u. mat-
 tem Glas. Ebenso ist stets zu haben:
 Farben-Muster- u. Spiegelsglas, Spie-
 gel verj. Fabriken, Diamanten zum
 Glasschneiden, Ökonomiegläser aus
 Guß, Bilderrahmen, Silber, Lam-
 pengläser u. Dochte.
Klein- u. Großhandel.
 Alles zu Fabrikpreisen.
 Telegrammadresse: Saratow-Well.
 Telephon № 459.

Ferdinand Stuflesser
BILNAUER u. ALTARBAUER
 in St. Ulrich-Gröden, Tirol, Austria

Roum 1900.

Inhaber des päpstl. Ehrenkreuzes
„Pro Ecclesia et Pontifice“

**Heiligenstatuen, Altäre und Kreuz-
 wegstationen etc.**

Preise von Heiligen-Statuen aus Holz und fein
 polychromiert:

Höhe in Centimetern: 100 120 140 160 170 180 cm.
 Preis in Mark: 70 100 136 168 200 230 Mk.

Ueber Altäre und Kreuzwege sende ich Kata-
 loge und Kostenüberschläge gratis.
 Testor ego infrascriptus
 Ecclesiae S. Joachimi de urbe Rector, altare et
 Beatae Mariae virginis simulacrum. quae pro hac
 eadem ecclesia dominus Ferdinandus Stuf-
 lesser de S. Ulrich-Gröden, Tirol. ligno inscul-
 pit, communi spectantium iudicio maxime probata
 auctoris in arte sacra excellentiam prae se ferre
 eumque ego libentissime omnibus commendo.
 Datum Romae. I. Martii 1901.
 Aloysius Palliola, eccl. R.

„Durch Se. Excellenz, unseren Hochwürdigsten Bischof, auf die
 Arbeiten Herrn Stuflessers aufmerksam gemacht, bestellte ich bei ihm
 im Jahre 1900 den Hochaltar in meiner Pfarrkirche zu Selz, der
 nicht bloß zur allgemeinen Zufriedenheit ausgefallen, sondern ein
 wahres Kunstwerk genannt werden muß. Ich kann Herrn Stuflesser
 allen Geistlichen nur aufs wärmste empfehlen. Wer an der Zeitungs-
 fähigkeit Herrn Stuflessers zweifeln möchte, kann ich nur bitten,
 dessen Arbeiten sowohl in Selz als auch in Kandell sich näher an-
 zusehen.“
 P. Joseph Nold.

PARIS 1900.

WELT-AUSSTELLUNG

GELDSCHRANK-FABRIK
W. W. MOELLER, MOSKAU,
 Rosdestwenika, Haus Dshamgarow.

Bei dem letzten Riesenbrände in Moskau, S. Hir-
 schmann & Sohn, dergleichen Muir & Mirreles, bewährten
 sich einzig die Schränke der Moskauer Geldschrankfabrik
 W. Moeller. Sämtliche Wertpapiere und Dokumente blieben
 unversehrt. Der Inhalt anderer Geldschranke—anderer deutscher und
 englischer Fabriken verlor sich dagegen.

—** Illustrirte Preisliste auf Verlangen. —**

Lehrer- u. Kantorstelle frei.

Gehalt 500 Rbl. jährl. nebst Quartier u. Schenkung.

Personen mit Zeugnissen mögen sich wenden an P. J. Weil-
 mann St. Ровное, Самар. губ. с. Мариенбергъ.